

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 39.

Freitag, 15. Februar.

1929.

(6. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Elise Wibel.

(Nachdruck verboten.)

„Wir haben erst vor kurzem in der Nähe einen Unterschlupf gefunden, mein Mann, die Kinder und ich. Es ist noch nicht lange. Wir sind sehr dankbar für diesen glücklichen Zufall. Es war schlimm, monatelang heimatlos umherirren zu müssen“, sagt Benita Mironow im Gesprächston.

War das Absicht? Sep Sollern ist irgendwie gepeinigt durch die Situation. Alles ist anders, ganz verschieden von dem, was er — tausendmal erträumt — von einem Wiedersehen mit Benita Mironow erhofft hat.

„Ich finde das sehr vernünftig, daß Sie sich hier niederließen“, sagte er gelassen. „Die Nähe der Stadt, die Lust an unseren Seen . . . Es ist merkwürdig, daß wir uns nicht schon begegnet sind. Allerdings, ich bin viel fort von hier.“

Der Abend kommt. Benita Mironow erhebt sich. „Es ist Zeit. Ich muß den Zug noch erreichen.“

Sep Sollern steht sofort mit ihr auf. Im Duft des Maiabends gehen sie zwischen den grotesken Formen der Magnoliensbüten. Unheimlich, drohend beinahe, wuchsen die runden, dunklen Türme der Taxusvasen.

Am Tore verabschiedet sich Ebba Neerenshoff von ihnen. Sie tut es bei Benita mit einer gewissen, betonten Zärtlichkeit. Vielleicht will sie sich auch noch ein wenig Wärme holen, ehe sie den einsamen Weg zwischen den Blüten zurück muß.

Benita Mironow geht neben Sep Sollern durch einen weiten Park. Auf den Bänken am Wege ist ein Klüftern. Zigaretten glühen aus dem Dunkel. Helle Sommerkleider schimmern und ein leiser Wind trägt von einem versteckten Kaffeegarten her ein Stück verlebter Tanzmusik.

Bunte Papierlaternen spiegeln sich in dem kleinen See. Mädchen sitzen dort in Schiffen und lassen sich durch das nächtliche Wasser unter den rauschenden Bäumen schaukeln. Und überall ist da in der flüsternden Nacht Wunsch, Begehren und Erfüllung.

Benita Mironow spricht ruhig mit ihrer weichen, dunklen Stimme Belangloses. Sep Sollern bemüht sich sehr, ihr in derselben Form zu antworten, zu berichten. Es sind ganz unpersonliche Dinge, die sie sich sagen.

Ein paarmal kommen ihnen Leute entgegen. Einer, ein einzelner Mann, streift so dicht an Benita Mironow vorbei, daß er sie zur Seite drängt. Sep Sollern fühlt sekundenlang ihren Körper nahe bei dem seinen. Aber Benita Mironow sagt nur gelassen: „Ich möchte gern wieder einmal in einem Land leben, in dem die Menschen noch eine natürliche Ritterlichkeit haben. So etwas gab es früher nämlich. Man muß sich das jetzt manchmal in sein Gedächtnis zurückrufen, wie alte Sagen. Das und vieles andere auch.“

Aus einem dunklen Seitenweg läuft einer auf unsicheren Füßen. Sep Sollern geht auf Benita Mironows rechte Seite. Es soll nicht noch einmal geschehen, daß sie in seiner Gegenwart belästigt wird.

Er begreift sich selbst nicht, daß er es nicht verhindert hat. In einem sonderbaren Zustand geht er neben ihr. Zu viele Male hat er es sich ausgemalt, wie es sein wird, wenn er Benita Mironow einmal wieder irgendwo begegnet.

Nun sie neben ihm ist, jodelt alles nur Traum.

Der fremde Mensch singt eine einförmige, schwermütige Melodie. Es klingt ganz gut. Benita Mironow hebt aufhorchend den Kopf: „Das war ein Lied, das unsere Leute zu Hause oft gesungen haben.“

Etwas ist in Benita Mironows Stimme, das ihren Begleiter aufhorchen läßt. . . . Heimweh und geheimnisvolles Schauern und eine tiefe Hoffnungslosigkeit. . . .

„Es leben viele Ihrer Landsleute hier. Vielleicht hat einer von ihnen seine Sehnsüchte in diese Nacht hineinbringen müssen, um nicht daran zu ersticken.“

„Kennen Sie denn unsere russisch-baltische Kolonie?“

„Ja, gnädige Frau. Ich hatte den Schnee Ihrer Heimat vor mir . . . immer seit jener Wanderung, an deren Ende Schwolin lag. Diese Erinnerung mußte Form und Farbe werden. Es entstanden eine Masse Bilder. Ihre Bekannten hatten Interesse an der Ausstellung, die daraus wurde. So kam ich in ihren Kreis. Immer öfter . . . zu allen Zusammenkünften ernster und froher Art schließlich.“

Er schwieg. Sollte er sagen: ich kam, weil ich dich dort suchen mußte . . . ? Weil jedes neue Beisammensein ein neues Hoffen bedeutete, daß ich Benita Mironow wiedersehen?!

Warum er nie nach den Mironows fragte? Aus einer erbärmlich feigen Furcht heraus, Schlimmstes über ihr Schicksal zu hören. Wenigstens dies armelige Hoffen wollte er behalten, daß sie lebe.

Der Park ist zu Ende. Eine lärmende Straße, durch die dauernd die blauen Trambahnwagen fahren, liegt vor ihnen. An einer Haltestelle drängen sich die Menschen.

Benita Mironow reicht Sep Sollern die Hand.

„Ich bekomme den Zug nicht mehr, wenn ich zu Fuß weiter gehe. Es ist spät geworden. Vielleicht treffen wir uns einmal wieder. Ich weiß noch nicht einmal, ob hier Ihre Heimat ist?“

Zuweilen ja . . . Aber ich bin viel auf Reisen. Diesen Herbst werde ich mit einem Freund nach dem Süden fahren. Im Sommer male ich, meist in den Bergen. Die Welt ist jetzt sehr eng geworden für uns. Man muß sein Arbeitsfeld tüchtig beschränken.“

Ein hell erleuchteter Straßenbahnwagen hält vor ihnen mit kreischender Bremse.

„Das ist meine Nummer. Leben Sie wohl. Und alles Schöne für Ihre Reisen.“ Benita Mironow steigt schnell ein. Andere drängen nach, so daß Sep Sollern, der ihr behilflich gewesen, rasch zurückgehen muß.

Sep Sollern steht noch immer auf der kleinen Steininsel mit den vielen Namenschildern, deren schwarze Pfeile nach den verschiedenen Richtungen weisen.

Das ist alles hier so ungeheuer klar und einfach. Sep Sollern wünscht sehr, es möchten sich diese Richtungspfeile auch vor ihm aufstellen. Bisher wären sie ihm höchst unbequem gewesen. Er ließ sich vom Augenblick, der Stimmung einer Stunde, treiben. Jetzt aber . . .

Was wollte er denn damit, daß er zu Benita Mironow von seinen Reisen spricht, die er noch gar nicht geplant hat?

Der Süden . . . die Berge . . . Das ist ja alles
Unfinn. Er weiß genau, daß er hier bleiben wird.
„Ich werde doch vielleicht wieder reisen“, beschließt
er gleich darauf; Benita Mironow ist hier. Aber ich
habe sie nicht wieder gefunden“ . . .

Grünschäumende Gebirgswasser zogen unter majes-
tätischen Brücken fort, auf denen es frisch wehte.

Sep Sollern blieb auf einer dieser Brücken stehen.
Tief bog er sich über das steinerne Geländer. Er emp-
fand die feuchte Kühle als Wohltat; denn die ganze
Nacht war er herumgelaufen, seit Benita Mironow in
dem blauen Wagen davonfuhr.

Ein oder das andere Mal fiel er in einer Bar ein,
stürzte eines der höllischen Getränke hinunter, die man
ihm mischte, und tanzte auch wohl ein paar Schritte, die
Augen halb geschlossen.

Einmal preßte er die Frau, mit der er gerade
tanzte, mit solcher Gewalt an sich, daß sie laut aufschrie.

Gegen Morgen sah er dann, eingeleitet zwischen
Kutschern und Geschäftsträgern, beim Bier in einer
Schwemme, daß frische Mairöttche und ließ sich die
Wiße erzählen, die hier schon seit Menschengedenken
falschportiert wurden.

Übernächtigt, zerklüftet, stand er in dieser grauen
Morgenstunde und fühlte sich so toteinsam, wie nie zu-
vor in seinem abenteuerlich bunt bewegten Leben. Als
müsse er jetzt einem erstmalig empfundenen Schmerz
um jeden Preis entgegen, den ihm dieses sich Allein-
fühlen bereitete, ließ er sich von einem vorüberfahrenden
Auto weit hinausfahren. Dorthin, wo tief unten
in senkrecht abfallendem Waldtal die eifigen Gebirgs-
wasser schäumten.

In einem jungen Maiwald zog er sich aus. Dann
schwamm er in dem reißenden Strom.

Gepeitscht von seiner Kälte, erfrischt und wie ge-
stählt stieg er wieder an das Ufer.

„Ich reise nicht“, beschloß er, als er sich ankleidete.
Benita Mironow ist nah . . . ganz nah dieser Stadt.
Ich kann nicht mehr fort von hier.

„Es werde Licht . . .“ Eine tiefe, mächtige Stimme
singt das Wort über dem Brodeln der Töne.

Es ist, als rufe es die Urkraft selbst in chaotische
Finsternis.

Wie Janfarenruf gewaltig . . .

Das Triumphieren der Chöre antwortet: „und es
ward Licht.“

Hinter einem Reigen musizierender Engelsfiguren
braust die Orgel: Licht . . .

Aber die dichtgedrängte Masse regungslos lauschen
der Menschen strömt Meister Haydns unsterbliche
„Schöpfung“

Nebel der ewigen Nächte zerreißen: Unsichtbare
Lichtquellen fluten . . .

Benita Mironow hebt das schmale Gesicht unter der
unförmigen Pelzmütze in einem wirklichen Aufgeschreckt-
sein.

Sie fühlt es ganz deutlich: jemand sieht sie an. Aber
da ist nur das prunkende Schiff der alten, herrlichen
Barockkirche, in der Hingegebene vom Singen und
Klingen heiterster und gewaltigster Akkorde sich empor-
tragen lassen über die bittere Wirklichkeit ihres Le-
bensalltags.

Durch hohe Fenster fällt die Sonne. Sonnenjunken
spielen mit vergoldeten Stuckornamenten.

Die Statuen der Fürsten zu beiden Seiten des
dunklen Chorgestühls erbrennen im Glanz ihrer weiten
Mäntel.

Benitas Augen suchen . . . Von irgendwoher
kommt ein gebändigtes Auen . . . Ist es nicht schon
einmal so gewesen? . . . Durch Nebelgewoge und Zer-
rissenheit des Herzens . . . dies Starke, Zwingende.

Baron Staden, ein wenig zusammengesunken, sitzt
neben ihr. Er hält die Augen geschlossen, ganz dem
Hochgesang Haydnischer Melodien ergeben.

Aus fruchtesschweren Girlanden, die sich über die
Wände spannen, lachen geflügelte Kinderköpfe. Zur

Seite — prunkvolle Altäre in Nischen teilend — stehen
malachitfarbene Säulen. Kostige Gewänder heiterer
Heiliger fallen darüber hin.

Das Leuchten der Farben, frisch erhalten, als habe
es der italienische Meister gestern vollendet, bricht auf.
So musizierten, so bauten sie in jenem beschwing-
ten Jahrhundert. Und es war einem Schönheitstollen
Menschengeschlecht einmal lebendiges Erlebnis.

Niemand von allen, die heute um Benita sitzen,
kann mehr daran glauben. Niemand von all denen,
die aus Qual und namenlosem Grauen kommen . . .

„O du, in dem ich ward“

„Mein Schirm, mein Schut, mein All“.

Wie diese Stimme sich verströmen will in Gluten.

Durch die Reihen der lautlosen Zuhörer geht es wie
ein Schauern.

Benita sieht nicht auf. Sie vermag sich nicht zu be-
wegen, hebt nicht die Augen . . . Aber sie weiß es
mit einem Male: dort drüben steht Sep Sollern . . .

Eine Celloseele erzittert, tief und dunkelsüß. Es ist
wie ein lebendes Streicheln. Mit einer zwangvoll
raschen Bewegung hebt Benita Mironow den Kopf.

Sep Sollerns Augen, in denen ein schmaler Schein
glänzt, liegen auf ihr. Es sind blaue, ganz durch-
sichtige Augen.

Er lehnt an dem zierlichen Schnitzwerk eines Beicht-
stuhls. Eine hübsche Magdalena krönt ihn, in ge-
wundener Zerknirschung.

Wie Blick in Blick schlägt, richtet er sich etwas auf
und deutet eine Verbeugung an.

„Alle Formen, die seine Maler Augen sehen, tanzen
jetzt in ihm. Alle Innigkeiten Meister Haydns wollen
sich ihm zu Farben wandeln. Von den Unerbittlich-
keiten des Lebens sich frei machen zu können wie
er . . .!“ denkt Benita Mironow hingenommen.

Sie vermag dem Jubel des Finales nicht mehr zu
folgen. Sie sieht zu Sep Sollern hinüber.

Zum ersten Male erscheint er ihr ohne die Be-
herrschtheit gesellschaftlichen Zwanges.

Sein Gesicht besteht aus Widersprüchen. Tief ein-
gekerbt, an den Schläfen beginnend, laufen zwei
scharfe Linien zum Kinn, das fest zusammengefaßt, bei-
nahe quadratisch wirkt. Aber sein Mund ist voll weicher
Verhaltenheit.

Und wieder, wie bei jeder ihrer seltenen Begegnun-
gen, ahnt Benita Mironow: Abenteuer sind um
ihn. —

„Kommen Sie, Benita. Wir sind wieder einmal
auf die Füße gestellt. Schade! Es flog sich so angenehm
über die Gewölke. — Das Vergessen, nicht wahr, wir
müssen es manchmal haben, um weiter machen zu
können. Jetzt zum Beispiel, jetzt geht es wieder ganz
flott vorwärts für eine Weile. Darf ich Sie führen?
Sie hatten einen weiten Weg von Ihrem See hier
herauf zu uns. Ist es Ihnen recht, wenn wir bei
Helen Moevgard eine Tasse Tee nehmen? Ich habe den
Auftrag, Sie mitzubringen.“
(Fortf. folgt.)

Mutterhände.

Mutterhände, zart und weich,
Überall, da sind sie gleich.
Wollen immer spenden, geben,
Bitten flehend um dein Leben.
Streichen losend dir die Wangen
Und erfüllen dein Verlangen.
Betten abends dich zur Ruh,
Schaffen für dich immerzu!
Diese zarten, weichen Hände,
Sie sind Anfang dir und Ende.
Schau, so lange sie sich rühren,
Werden sie dich aufwärts führen!
Doch wenn weilt sie einst erschaffen,
Dann vergelte du ihr Schaffen!
Und versuch' sie zu erhalten,
Dass sie nicht zu früh erkalten.
Denn es wird dir nie im Leben
Solch' ein Schatz noch mal gegeben!

Karl Erik Illmer.

Auf dem Eis nach der Katastrophe.

Von Professor Dr. Franz Behounek.

Trotz Drohungen von italienischer Seite veröffentlicht Professor Behounek, der einzige überlebende nichtitalienische Teilnehmer der Nobil-Expedition, jetzt seinen Bericht über Glück und Ende dieses tragischen Unternehmens: „Sieben Wochen auf der Eisscholle. Der Untergang der Nobil-Expedition.“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.) Behounek schildert objektiv und ohne Voreingenommenheit dieser oder jener Person oder Regierung gegenüber, stets nur dem Grundsatze getreu, der Wahrheit zu dienen. Das Buch ist ein Drama von Helden- und Kleinmut vor dem Hintergrund einer gewaltigen feindlichen Natur. Die furchtbaren seelischen und körperlichen Qualen der Schiffbrüchigen, die Gleichgültigkeit ihnen gegenüber oder der moralische Wille, sie gemeinsam zu bezwingen, machen es zu einem erschütternden Denkmal menschlicher Schwächen und Borzüge. Wir drucken mit Genehmigung des Verlages aus diesem Buch einige Zeilen ab:

In der Entfernung von einigen Meter lag Nobil mit blutigem Kopf, über ihn neigte sich Mariano und sprach zu ihm mit seinem üblichen freundlichen Lächeln. In der Nähe des Generals lag Ceccioni, der sich nicht rühren konnte und klagte, daß sein linker Fuß gebrochen sei. Der General hatte, wie wir denn feststellten, gleichfalls einen Fuß und eine Handwurzel gebrochen und außerdem eine Rißwunde am Kopf. Malmgren stand in meiner Nähe mit hochgezogener linker Schulter. Auf meine Frage, was mit ihm los sei, antwortete er, daß er auf der ganzen linken Seite furchtbar erschlagen sei und die linke Hand entweder gebrochen oder ausgerenkt habe. Gleichzeitig sah ich, wie sich Zappi in einiger Entfernung mühsam aus dem Schnee erhob. Ich hörte später von Mariano, daß Zappi wahrscheinlich eine Rippe gebrochen habe. Wir übrigen waren unversehrt, bis auf einige Rißwunden, die nicht weiter beachtet zu werden brauchten.

Wir befanden uns auf dem typischen Packeis aus zahllosen kleinen, ganz unregelmäßig angehäuften Eisblöcken, die durch einzelne kleine Wasserkanäle voneinander getrennt sind. Ein solcher Kanal, der zur Zeit beinahe geschlossen war, verlief in unserer Nähe in der Richtung von West nach Ost, und in ihm befanden sich viele Trümmer der Gondel. Sein jenseitiges Ufer bestand aus zwei bis drei Meter hohen Eisblöcken. Davor befand sich eine Reihe kleinerer Blöcke, die wieder durch flache Risse voneinander getrennt waren, die vielleicht einige Meter im Geviert mähren.

Hatten wir in den ersten, schweren Augenblicken bei dem Untergang der „Italia“ den sicheren Tod erwartet, so trat jetzt der natürliche Rückschlag ein. So waren die nächsten Worte durchaus hoffnungsvoll, die wir miteinander wechselten. Ceccioni versicherte uns ungeachtet seiner Verletzungen, daß Wilkins sich noch im Green Harbour beim Eishof auf Spitzbergen befinde, also in drei Stunden mit seinem Flugzeug bei uns sein und uns finden könne. Ich ging zu Nobil und bemühte mich ihn zu überzeugen, daß wir bestimmt gerettet werden würden. Aber ein Mann wie er hatte Trost nicht nötig, und so war ich nicht erstaunt, als er mir lächelnd antwortete, daß er es für uns erhoffe. Er hielt seine Verletzungen also scheinbar für tödlich, wovon aber seine Seelenstärke nicht berührt wurde. Malmgren bemerkte ein paar Tage später, daß „der General wirklich ein großer Mann sei und nur zu gut die Kleinheit der Menschen um sich fühle.“

Krum waren wir uns unserer Lage richtig bewußt geworden, als Biaggi auf etwas am Horizont im Osten wies. Wir spähten alle hin und gewahrten eine dünne Rauchsäule, die sich klar vom Himmel abzeichnete, wo er frei vom Nebel war. Wir konnten uns nicht gleich erklären, was dies sein konnte. Waren wir in der Nähe von Land, und war es das Feuer von Jägern? War etwa die Hülle des Luftschiffes gesunken? War es ein Zeichen unserer Kameraden? Oder brannte dort vielleicht die „Italia“? Als wir Messungen unserer Lage vornahmen, zeigte es sich, daß die erste Vermutung unmöglich war. Wir waren viel zu weit von der Küste entfernt, während der Rauch höchstens dreißig Kilometer von uns aufstieg. Als später niemals mehr das geringste Zeichen von dieser Stelle kam, blieb nichts anderes übrig, als die letzte Vermutung als richtig anzusehen, daß es sich um den Brand des Luftschiffes gehandelt hatte.

Die erste Freude über die Rettung schwand bald. Wir standen ratlos bei den Trümmern der Gondel, und erst die Stimme Ceccionis schreckte uns aus unserem Nachsinnen auf. Er sah auf einem kleinen Eisblock und klagte, daß er frierte. In meiner Nähe lag die Decke des Generals im Schnee, ich hob sie auf, und wir hüllten Ceccioni hinein.

Nicht weit davon fand sich einer unserer kleinen, mit Benzin geheizten Sicherheitswärmer; sein Rest glühte noch, und Ceccioni legte seine erstarrten handschuhlosen Hände darauf. Mit dem Gefühl der Wärme lehrte auch der Optimismus des Florentiners zurück: „Coraggio!“ (Mut) rief er uns zu, und sprach dann die schon erwähnte Hoffnung auf Rettung durch Wilkins aus. Doch dieser war schon lange nicht mehr im Grünen Hafen, sondern nahm in diesem Augenblick in der Hauptstadt Norwegens die verdienten Glückwünsche für den gelungenen Polarflug entgegen.

Ein Blick auf Malmgren genügte, um sich der ganzen Schwere unserer Lage bewußt zu werden. Mein sonst so unternehmungslustiger und energischer Freund stand wie vernichtet da, und ich kannte ihn zur Genüge, um seine völlige Rutilosität nicht nur seinen Verletzungen zuschreiben. Ja, es ist richtig, wir waren am Leben, aber was nun? In der Gondel waren keine Lebensmittel; um uns Einöde gleich einem ungeheuren Eisfriedhof, dessen Gräber ein plötzliches Beben in das wüsteste Chaos verworfen hatte. Jeder Schritt war hier mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Und wohin sollten wir uns wenden, zumal ja zwei Kameraden nicht marschfähig waren? Wie sie über dieses Packeis schafften, wo Ranzen, einer der besten Sportsleute, die je in diese Gegenden gebrungen waren, seinerzeit mit seinem Begleiter in einem mühseligen Tagesmarsch zwei ganze Kilometer zurückgelegt hatte?

Ich sah, wie sich Malmgren bückte und unser kleines Fernglas aus dem Schnee herausholte. Ich wollte zu ihm hinein, aber das war nicht so einfach, da ich dabei durch eine Schneemulde mußte, die ein halbes Meter tief war. Kurz vor ihm wäre ich beinahe über einen großen Balken gestolpert und hingestürzt, dessen graugelbe Farbe sich nur wenig vom Schnee abhob. Ich hob den Fund auf und zeigte ihn Mariano. Er untersuchte ihn und rief dann erfreut aus: „Das ist ja ausgezeichnet, das sind Fett und Schmelz für die Leute, die am Nordpol auf das Eis hinabsteigen sollten. Sie sollten beides für den Fall mitnehmen, daß sie nicht sofort wieder an Bord genommen werden könnten!“

In dem Schmelz befand sich aber noch etwas anderes, was für den Augenblick vielleicht noch wertvoller war, nämlich eine große Blechbüchse mit roter Aufschrift: „Pemmikan“, und „18,75 Kilo“. Pemmikan ist die berühmte Konserve der Polarexpeditionen und wird aus getrocknetem Renntierfleisch, Fett und Gemüse zubereitet. Wir konnten sie also dem Namen nach, aber Malmgren war vielleicht der einzige, der sie seinerzeit auf Amundsens Schiff „Maud“ gegessen hatte. — Jetzt sollten wir versuchen, wie sie schmeckte.

Malmgren rief uns zu sich. Er stand auf einem kleineren Eisblock und sah sich mit dem Fernglas um. Als wir zu ihm kamen, meldete er, daß er in einer Entfernung von 200 bis 300 Meter Blechbüchsen liegen sehe. Jetzt erinnerten wir uns an die Lebensmittel, die sich im oberen Raum des Luftschiffes befunden hatten. Sie waren entweder von unseren Kameraden als Ballast abgeworfen worden oder bei der Katastrophe herausgefallen.

Mariano, Biaggi und ich gingen sie aufzusammeln. Der Marsch zu ihnen war, nach dem 55stündigen Flug, der den größten Teil unserer Kräfte verbraucht hatte, ein Leiden. Doch was blieb uns anderes übrig? Die Furcht vor dem Hungertod war größer als die Müdigkeit; der Fund bedeutete ja mindestens die Verlängerung des Lebens. Die Blechbüchsen waren durch den Sturz auf die Eisblöcke verbeult und verbogen, der Inhalt war wohl zerbrockelt, aber vom Schnee unberührt, da die Lötung größtenteils gehalten hatte. Sie enthielten Pemmikan und Schokolade, außerdem fanden wir eine flache Schachtel mit Milch, eine andere mit Zudermüßeln und ein Blechbüchsen mit 5 Kilo Butter. Aber das war nicht alles. Noch an mehreren Tagen fanden wir Stücke von Pemmikan und Schokolade, aus Büchsen, die bei dem Anprall aufs Eis entzweigegangen waren.

„Treten Sie etwas beiseite, Behounek“, erluchte mich Mariano, als ich mit einer Büchse unter dem Arm zurückkehrte. Ich tat nach seinem Wunsch und verfolgte die Richtung seines Blickes. Hinter einem kleinen Kanal, etwa 1000 Meter entfernt, steht Biaggi und macht mit den Armen eine Art Semaphore. Für mich waren diese Zeichen unverständlich, doch Mariano erklärte sie damit, daß Biaggi Funkgerät gefunden habe. Ein neuer Hoffnungsstrahl! Wir bahnten uns den schwierigen Weg zu Biaggi, und tatsächlich hat er ein kleines Kästchen mit Ebonitknöpfen und Zifferblättern im Arm. Es ist ein kleiner Radioapparat englischen Ursprungs, ein Empfänger, und scheint unbeschädigt zu sein. Können wir aber auch senden? Biaggi beachtet uns kaum, sondern sucht eifrig in den Trümmern, die hier in Haufen herumliegen. Es scheint, daß die ganze Funklampe bei dem plötzlichen Anprall hier von der Führergondel abgerissen worden ist. Bald kommt aus dem Haufen und Drahtgewirr ein zweites Kästchen zum Vorschein. Diesmal handelt es sich um einen Sender von 25 Watt, eine kleine Feldstation, die Biaggi zufällig vor dem Start eingebaut hatte.

* In Reclams-Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: J. Scherr: „Menschliche Tragikomödie“. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Band 10. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Max Mendheim. (U.-B. Nr. 6925/26.) Nach einer kurzen Darstellung der politischen Ereignisse und Zustände in Mexiko seit dessen Entdeckung im Jahre 1518 gibt Scherr in diesem Band eine scharfgeprägte, ausführliche Schilderung der innerpolitischen Kämpfe, die dieses Land im Verlaufe des 19. Jahrhunderts so oft erschüttert haben, ganz besonders aber während der kurzen Regierungszeit des unglücklichen Kaisers Maximilian von 1864—1867. Die von Scherr beigegebenen erläuternden und bibliographischen Anmerkungen sind vom Herausgeber noch um eine beträchtliche Anzahl vermehrt worden. — Barbei d'Aureville: „Das Glück im Verbrechen“ Novelle. Aus dem Französischen übersetzt von Peter Jaffi. (U.-B. Nr. 6930.) Der französische Dichter, einer der bedeutendsten Erzähler der Weltliteratur, zeigt sich in diesem kleinen Werke auf der vollen Höhe seiner Meisterschaft: knapp, straff und prägnant ist das Geschehen gestaltet worden. Das Amoralische der Novelle wird abgewogen durch die wundervolle Schilderung der alles überbrückenden Liebe der beiden „glücklichen Verbrecher“ — Thomas Mann: „Zwei Festreden“. Lübeck als geistige Lebensform — 100 Jahre Reclam. (U.-B. Nr. 6931.) Die von Thomas Mann zum 100jährigen Jubiläum des Verlages Reclam am 1. Oktober 1928 gehaltene Rede ist weit über den Kreis der Festteilnehmer hinaus von Interesse. Vorangestellt wurde ihr die „Buddenbrook-Rebe“ (Lübeck als geistige Lebensform), durch welche am besten die gradlinige Entwicklung des Dichters festgestellt werden kann. — Wilhelm Heise: „August Strindberg“ 3. Band: Kammerstücke, Märchenmärchen. (Das Drama der Gegenwart. Analysen zeitgenössischer Bühnenwerke.) (U.-B. Nr. 6939.) Im vorliegenden Bande werden acht Werke Strindbergs analysiert: Wetterleuchten, Brandstätte, Gespensterfonate, Scheiterhaufen, Advent, Ostern, Schwanenweiß, Kronbräut. Wilhelm Heise versucht den geistigen und künstlerischen Gehalt dieser Stücke vor allem in seinen bleibenden Werten herauszuarbeiten, ohne dabei die durch die Art des Dichters bedingten Schwächen zu übersehen.

* Jannu Roedel: „Bestimmte Saiten“, Gedichte. (Verlag A. Rothschäfer, Coburg.) Die Verse der Coburger Dichterin zeugen von einer beachtlichen lyrischen Begabung. Romantische Stimmung gibt den Grundton, Naturerlebnis schuf die Anregung zu den meisten Gedichten. Die Gefühlsweltung ist schlicht und ungekünstelt, bisweilen mit Anklängen an das Volksliedhafte. Im Einzelnen freilich erweist sich die dichterische Qualität als sehr unterschiedlich. Neben Versen von bannender Eindringlichkeit stehen andere, die ziemlich konventionell bleiben, die teilweise auch in der äußeren Form zu wünschen übrig lassen. Als Talentprobe muß indes das Buch unbedingt angesprochen werden. Hätte auch eine strengere Auswahl auf manches weniger glückliche Gedicht in der Sammlung verzichtet sollen. Nebenfalls ist der Grundton dieser Lyrik echt und ehrlich, frei von Maniertheit, und offenbart das Suchen nach persönlichem Lebensausdruck. Bei wachsender Selbstkritik und stärkerem Erspüren ihrer individuellen Eigenart dürfte von der Dichterin eine Erfüllung der mit vorliegendem Buch gegebenen Hoffnungen zu erwarten sein.

* Daniel Feukner: „Im grünen Revier“, Jagd- und Tiergeschichten. (Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H., Breslau.) Feukners plastische Skizzen und Gaudereien, die mit liebevollem Verständnis für die Natur und ihre Kreaturen Jagderlebnisse und Tiergeschichten schildern, sind unsern Lesern bestens bekannt aus manchem Beitrag in der „Unterhaltungsbeilage“. Es genügt darum der Hinweis, daß sie nunmehr gesammelt in einem schön ausgestatteten Bande vorliegen. Man kann sie sehr gut ein zweitesmal lesen und wird dabei den Dichter und den Menschen lieb gewinnen.

* Arthur Graf Polzer-Hoditz: „Kaiser Karl“. Aus der Geheimmappe seines Kabinettschefs. (Amalteha-Verlag, Wien.) Der Verfasser, der Kaiser Karl seit dessen frühesten Jugend nahe stand und in einer entscheidenden Regierungsepoche dessen vertrautester Ratgeber war, läßt den Schleier über völlig unbekannt gebliebene Vorgänge am kaiserlichen Hofe und im Arbeitszimmer des letzten Regenten der Doppelmonarchie. Die Hauptakteure im

Drama des niedergehenden Reiches stellt er in helles Rammentlicht. Manche Politiker und Staatsmänner sowohl Kaiser Franz Joseph als auch Kaiser Karls zeigen sich in wesentlich anderem Lichte, als man sie bisher zu sehen gewohnt ist. Ein eigenes Kapitel ist der eingehenden Darstellung der vielumstrittenen Sixtusbrief-Affäre gewidmet. Ein anderes behandelt die politische Amnestie 1917. Die Frage der Kriegsschuld, die Vorgänge vor Ausbruch des Krieges mit Italien, das ungarische und polnische Problem, das Autonomieprogramm des Kaisers und dessen Schicksal, die südslawische Frage, die Ministerkrisen, die Manifestpolitik, kurz, alle bedeutsamen Epochen in jener schicksalsschweren Zeit werden klar aufgezeigt. Zwischendurch sind interessante Episoden aus dem Leben von Mitgliedern des Erzhauses mitgeteilt, viele geradezu sensationelle Dinge, z. B. über das Leben Johann Orths nach dem Untergang der „Margarita“, die Geschichte eines erschütternden Dokumentes über die Katastrophe von Mayerling. Im Anhang sind eine Fülle von Urkunden und Briefen, u. a. ein unbekannt gebliebenes Antwortschreiben Kaiser Wilhelms auf die bekannte Denkschrift Czernins. Von sensationeller Bedeutung ist eine bisher nicht veröffentlichte politische Denkschrift des weltbekannten Antroposophen Dr. Rudolf Steiner, deren hohe Bedeutung der Verfasser voll würdigt und zu der er in bemerkenswerter Weise Stellung nimmt. Das Buch — politisch wie kulturgeschichtlich gleich hervorragend — ist mit vorzüglichen Bildern reich illustriert.

* Bernard Grasslet: „Bemerkungen über die Tat“. (Verlag Siegfried Schölem, Berlin-Schöneberg.) Diese von Ernst Gieseler übertragene Sammlung kunstphilosophischer Aphorismen hatte in Frankreich bedeutenden Erfolg und erreichte dort eine große Auflagenzahl. Man kann den Erfolg des Buches wohl begreifen, denn trotz seines gedanklichen Gehaltes rührt es an nächstliegende Dinge des Lebens und erörtert in einem schönen Idealismus der Weltanschauung wesentliche Daseinsfragen. Von der Tat im faustigen Sinne geht es aus als dem Inbegriff alles menschlichen Lebens und Strebens, führt weiter aber zum Urquell des schöpferischen Triebes, zur Liebe, die im Hinschenken befestigt, und erpürt die innere Verwandtschaft von Schöpfungen des Geistes und der Liebe. Aber die Gedankenkurve von Lust zur Tat — Schöpfertrieb — Bedürfnis zu schenken, rundet sich die Idee zu erkenntnisreicher Definition des menschlichen Herzens.

* Kurt Tucholsky: „Das Lächeln der Mona Lisa“. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.) In seinem neuen Buch läßt Kurt Tucholsky die Raketen seiner Satire noch höher steigen als in der ersten Sammlung „Mit 5 PS.“. Er spricht sehr offen mit scharfem Wit und beißender Ironie über alles, was die Welt hassens- und liebenswert macht. Kunst, Literatur und Politik, Reisebeschreibungen, kleine Liebesgeschichten sind die Gegenstände seiner Betrachtungen, die seine Freunde in dem gleichen Maße lachen und lächeln machen, wie sich seine Gegner darüber ärgern werden.

* „Fliegende Blätter“ und „Meggendorfer Blätter“ vereinigt. Der zweite Halbjahresband für das Jahr 1928 der „Meggendorfer Blätter“ ist vom Verlag J. F. Schreiber, München, herausgebracht — und dieser Band bedeutet einen wichtigen Markstein in der Geschichte dieses altbewährten Familienwortschatzes. Denn mit der ersten Nummer des neuen Jahres gibt der Verlag J. F. Schreiber, München, ein Witzblatt heraus, das die Vereinigung der von ihm bis jetzt verlegten „Meggendorfer Blätter“ mit den von ihm neu übernommenen „Fliegenden Blättern“ darstellt und den Titel „Fliegende Blätter und Meggendorfer Blätter“ führen wird. Damit sind die Traditionen, die Wirkungskraft und das Wesen zweier Witzblätter zu einheitlichem Schaffen verbunden, die stets dem Humor an sich, der Fröhlichkeit und der Satire gedient haben, ohne sich an Instinkte ihrer Leser wenden zu wollen, deren Betriedigung mit Humor und Lustigkeit nichts zu tun hat. Aus dem Vollen schöpfen kann von nun an der Verlag, dem es leicht möglich ist, den Mitarbeiterstab beider Blätter zum gemeinsamen Schaffen zu vereinigen und aus der Fülle des Gebotenen das Beste für jede Leser zu wählen. Der neu vorliegende Band zeigt auf den ersten Blick und Griff wieder die gediegene Ausstattung, die hervorragende Reproduktionstechnik, die den „Meggendorfer Blättern“ seit je eigentümlich war. Betrachtung der künstlerischen Beiträge beweist aufs neue, daß nur erste Maler und Zeichner mit ihren Werken zu Wort kommen. Die literarischen Beiträge in Reim und Prosa dienen dem Humor und der Satire, wollen Fröhlichkeit und heitere Stunden bereiten, aber niemals sich in Bahnen bewegen, die den Charakter des Familienblattes je gefährden könnten.